Blätter für Heimatkunde 48 (1974)

Miniaturen II[1]

Von Paul Anton Keller

Der Spiegelkogel im Sausal

Die Situation zur Frage der Hengistburg darf als bekannt vorausgesetzt werden. Nach mancherlei Gelehrtenstreit glaubt man, die bedeutsame Burg, die nur urkundlich bekannt ist, in St. Margarethen bei Lebring lokalisieren zu können, der urkundlich dort nachzuweisenden Kirche wegen, auf die in der frühesten Nennung der Hengistburg hingewiesen wird. Dies lapidar skizziert. Diese Entscheidung rief in mir stets Zweifel an der Richtigkeit wach. Ich bin kein Mann der Wissenschaft, doch mit Fortifikationen des Mittelalters seit Jahrzehnten aus tiefverwurzelter Neigung vertraut. Aus diesem Blickfeld her gesehen, war mir die vorerwähnte Fixierung in der Frage Hengistburg stets als unannehmbar erschienen, denn wehrtechnisch ist dieser Lageplatz letztrangig. Und dies am Rande stattlicher Hügelungen!

[1] Miniaturen I siehe Bl. f. Hk. 46/1972, S. 57.

Um es vorwegzunehmen: Ich habe die Hengistburg stets mit der weiträumig nachzuweisenden Burg am Spiegelkogel bei Hengsberg-Grötsch in Verbindung gesehen, wiewohl man früher schon eine solche Annahme von Haus aus abgelehnt hat. Zweifellos haben wir hier den urkundlich erwähnten *purckstall ob Chrötsch* zu sehen. Aber ist es nicht interessant, daß er einst Eigen der Heunburger Grafen war und diese mit der Existenz der (späteren) Güssinger Grafen aus *Hengistfeldon* innig verquickt waren? Hier muß der Laie schweigen. Zwischen dem dokumentarisch verbrieften Ort und der Schau aus Burgenkunde und Wehranlage, Wehrtechnik klafft ein Widerspruch.

Meine persönliche Ansicht zur Hengistburgfrage wurde durch wiederholt vorgenommene Untersuchungen des Burgplatzes am Spiegelkogel erhärtet. Als ich noch am Flamberg wohnte (1937—1939), war mir die flach geschnittene Kuppe des Burgkogels — er trägt den Namen *Burgstall* — bald augenfällig und ich wanderte mehrmals hinauf. Der damalige Schulmeister von St. Nikolai im Sausal hat mit Schülern geringfügige Grabungen vorgenommen, über die Werner Knapp in den „Blättern für Heimatkunde" referierte.[2] Diese Bemühungen aus dem Antrieb der Volksromantik („unterirdischer Gang" usw.) waren ebenso belang- wie ergebnislos und sind als Wichtigmacherei abzutun.

Der Radius des Ringmauerverlaufes ist deutlich zu erkennen, die Mauerreste selbst nur geringfügig überwachsen. Aber vom Burgplatz aus — welche Fernschau! Nach Norden die Stadt Graz, im Süden tief das untersteirische Gebiet und so ungehemmt in jede andere Himmelsrichtung. Wahrhaft eine Fernschau von ganz seltener Großartigkeit! Nun versteht man auch den Namen. *Spiegelkogel* kommt von lat. *spicero* — Auslug halten.

Die Burgstallplatzebene ist jetzt Bauernacker, zum vulgo Klaubermoar gehörend. Der Burgbrunnen ist eindeutig auszumachen; in seinem Rund geht die Saat nur dünn und schütter auf.

Ich habe damals einige Punkte vermessen, auch das auffallend schräg abgeflachte Plateau im Schnitt festgehalten, so gut ich das vermochte. Sichtlich hat man einst die Kuppe als Steinbruch verwendet und so eingeebnet.

Verständlicherweise unterhielt ich mich mit dem damals werkenden Bauern vom Klaubermoarhof, der unter der Burgstelle liegt. In meinem Buch „Das Sausaler Jahr" finden sich einige einschlägige Anmerkungen. Der Bauer berichtete, eine Menge *häutener Gschriften mit Medailln* gehabt und mit Wirtschaftsabfall in einem Acker eingegraben zu haben. Was mich frappierte, war eine Steinskulptur, die er in seinem Hausgemäuer eingebaut hatte. Ein fratzenhaftes Rundgesicht, ohne künstlerischen Impetus geschaffen, doch eindeutig aus romanischem Duktus. Es waren noch einige Ziersteine eingemauert, u. a. ein kreisrundes Loch mit unleserlicher Zahl, das nun der Eingang zur Hundebehausung war.

[2] Bl. f. Hk. 15/1937, S. 3 ff.

Aber ich fand im Fundament der *Woazhapfm* des vulgo Koglmoar beim Schloß Flamhof ein Gegenstück zur steinernen Fratze im Klaubermoarhause und erwarb es. Der Koglmoar hatte den Stein vom Klaubermoar erstanden. Anscheinend handelt es sich um Torpfeilersockel. Den Stein bewahre ich noch in Petersbergen und er soll einmal museal verwahrt werden.

Und hier erhebt sich die Frage: Angesichts der Schlichtheit karolingischer, meist aus Holz gebauter Wehranlagen, eine große Burg am Spiegelkogel, ein stattlicher Steinbau aus dieser Zeit mit bedeutenden Zierstücken — ist vielleicht hier die Hengistburg zu suchen? Wie immer die Burg hieß: zu ihrer Zeit gehörte sie zu den bedeutendsten Wehrbauten weitum. Das verraten die Baureste mit den Zierformen. Es schien mir wichtig, auf diese Situation und meine Begegnung hinzuweisen. Vielleicht entschließt man sich zu Grabungen unter fachlicher Leitung. Ich könnte mir denken, daß sich wichtige Ergebnisse einstellen werden.

Was ist ein „Guuscha"?

In den Jahrzehnten, da meine Familie im südsteirischen Weingartland Besitz hatte, wurde mir oft von Begegnungen mit einem Tier berichtet, das in diesen Triften unter dem Namen „Guscha" (gedehntes u) sehr bekannt ist. Ich habe es nie gesehen, doch leidlich übereinstimmende Beschreibungen erhalten. Sonach handelt es sich um ein etwa 30—40 cm langes Tier, ähnlich einer Eidechse, doch unverwechselbar anders. Von grüner Farbe, der Kopf kurz und gedrungen *(pampstig)*, der Leib walzenförmig dick, *wie eine Wurst*. Ein „Guscha" sonnt sich gerne in der Weingartsonne, lebt auch dort im Gemäuer und ist sehr scheu; wird das Tier in die Enge getrieben, zeigt es sich bösartig und überaus angriffslustig und kann empfindlich beißen.

Was ist ein „Guuscha", wo ist sein Platz in der Tierwelt? Woher kommt der Name? Handelt es sich etwa um den sagenhaften „Tatzelwurm"?

*

Graz ohne Volk
Aus den Tagen anno 1945

Sehr wahrscheinlich bin ich der einzige Grazer, der die Stadt bei Tage ohne Grazer gesehen hat. Das ist eine kuriose Geschichte.

In den Maitagen des Jahres 1945 war der Auflösungszustand der letzten Heerestruppen allgemein erkennbar. Nächtens sahen wir von den Petersbergen aus die Scheinwerfer der Russen aus der Feldbacher Gegend; wir zweifelten nicht, daß dieser Herkunft sei, was da aus der Nachtschwärze fahl über den Horizont fingerte. Aus den Autaler Gebreiten kamen Flüchtlinge über Wiesen und Wälder — in der Erinnerung sehe ich noch eine blasse, junge Frau, die einen vollen Flaschenkürbis vom Hals hängen hatte —, und es kamen flüchtende Volkssturmmänner, die der Sinnlosigkeit des Endkrieges zu entrinnen suchten. Stunden später schlugen die

Wogen der Besatzungsmacht über Stadt und Land und alle Daheimgebliebenen zusammen; davon soll ein andermal ausführlicher berichtet werden, war doch manches und mancher erheblich anders, als es im nachhinein fabuliert wird.

Unsere Familie hatte damals noch die Weingartwirtschaft bei Leibnitz, die vornehmlich unseren Lebensunterhalt bildete. Die Verbindung zum Süden war uns abgeschnitten. Unversehens aber, auf Schleichwegen, hatte unser Winzer arge Post gesandt. Der Weinkeller im Herrenhaus sei aufgebrochen worden; den noch vorhandenen Wein habe man samt dem Gebinde fortgebracht. Den Wein habe der Stadtkommandant von Graz holen lassen, was auf dem mitfolgenden Zettel vermerkt sei. (Daß der vife Bursch — er war uns an Schläue haushoch überlegen und, wie sich später herausstellte, ein Gauner von Format — in Gemeinschaft mit seiner Frau ein Faß Rotwein für sich vergraben hatte, kam erst später zutage.)

Wir empfingen also einen Fetzen Papiers, auf den jemand mit Bleistift kyrillische Schriftzeichen gemalt hatte, die ich bis heute noch nicht übersetzen ließ. Wirtschaftlich war das für uns ein nicht zu unterschätzender Tiefschlag. Zu all der nervenzerreibenden Turbulenz rundum — wir bekamen den „Podpolkownik" Sidirow aus Moskau und achtzehn Mann einquartiert — nun noch dieser Boxhieb! Der Podpolkownik war ein gemütlicher Mann, trank sein Glas Wodka auf einen Zug leer, bot es mir gefüllt und sagte breit lachend „bis zum Boooden!" Da konnte ich nicht mit. Sollte ich ihm von dem entführten Wein sagen? Ach, lieber nicht.

Es bedurfte einer Nacht langen Bedenkens; am Morgen hatte ich meinen Plan gefaßt. Wenn der Stadtkommandant den Wein ordnungsgemäß gegen Bestätigung hatte abholen lassen, würde er den erzwungenen Handel wohl auch ebenso ordentlich beenden. Ich beschloß, den Mann aufzusuchen.

Es war ein Tag voll Maiensonne. Ich beabsichtigte, mich sozusagen getarnt in die Stadt zu begeben. Landwirt war ich ja auch, mithin durfte man unter dieser Flagge am Wege sein. Den ominösen Leibnitzer Zettel schob ich in die Tasche, dann schulterte ich eine Haue und marschierte los. Nachbarn äugten von Fenstern und von Zäunen her, ich aber sann und grübelte, wie ich dem neuen Stadtgebieter die Situation klarlegen sollte.

Petersbergen war damals locker besiedelt und kaum jemand zu sehen. St. Peter war ebenfalls menschenleer. Und als ich dann weiter hinein in die Münzgrabentriften kam, war gleichfalls alles wie ausgestorben. Zwar brausten ab und an Autos mit russischen Soldaten einher, auch einige Kosaken sah ich auf nahezu zierlich zu nennenden Pferdchen, doch die „Eingeborenen" zeigten sich nicht.

Die Haue auf der Schulter lastete schwerer. Tja, Donnerwetter! dachte ich, was wollte ich denn mit der Greithaue auf dem Asphalt? Das sah ja eher aus wie ein Mordwerkzeug, viel weniger als Tarngerät. Ich hätte einen Besen nehmen sollen. Aber mit dem Besen hätte ich in den Wiesenbreiten kaum Staat gemacht. So wurde ich schwank und unsicher und

war der gerechten Sache keineswegs mehr so siegesgewiß wie vordem. Nur wenn ich zum Zettel griff, wuchs die Entschlossenheit wieder.

Der Dietrichsteinplatz, die Reitschulgasse — alles ohne Menschen wie eine abgesiedelte Häuserlandschaft, die Haustore verschlossen, Fenstervorhänge zugezogen —, es war irgendwie ungemütlich, ja wohl gar unheimlich. Ich stapfte mit meiner Haue dahin und fühlte ungezählte Augenpaare in meinem Rücken brennen. In meiner Erinnerung geht kein Grazer durch die Bilder, auch Parteifreunde der Besatzungsmacht nicht.

Keineswegs anders war es am Jakominiplatz. Tot, ausgestorben; nur dort, inmitten der Weite, auf einem Podest eine Maid in Uniform, die Flinte schrägüber, mit zwei Flaggen den Verkehr regelnd. Doch waren es nur Militärautos, keine Radfahrer oder Fußgänger, die da kamen. In der Herrengasse fand ich die Situation mulmig. Es läßt sich schwer vorstellen, welch einen makabren Eindruck so eine ausgeräumte Hauptstraße macht. Je näher ich dem Rathaus kam, desto enger umwölkte mich Sorge. Die Haue war nun verständlicherweise völlig deplaziert. Am liebsten hätte ich sie über die Dächer gefeuert, aber nun wuchtete sie wie angeklebt auf meiner Schulter.

Am Hauptplatz gab es Militär und davon gar nicht wenig. Ich lehnte meine Haue rasch in den Winkel beim Telephonhäuschen und begab mich in das Rathaus. Finstere, forschende, ironische Blicke. Das große Haus war sehr belebt. Eine Hand legte sich auf meine Schulter. Ein mittelgroßer, breitschultriger Soldat fragte: „Wochin?!"

„Kommandantur!" antwortete ich. Er wies schweigend zum oberen Stockwerk; ich empfand ihn nicht als ungemütlich.

Ganz anders war es oben, vor den Räumen des Stadtkommandanten. Eine finster blickende junge Frau in Uniform bewachte ihn wie ein Cerberus. Ich begriff sofort, daß über diese Hürde nicht zu springen war. Sie sprach gebrochen deutsch und herrschte mich an, was ich hier wolle. Ich wies meinen Zettel vor und versuchte zu erklären, welcher Art mein Anliegen sei.

Sie studierte den Wisch sorgfältig, eine geraume Weile, und kein Fältchen regte sich in ihrem Gesicht. Dann sah sie mich stirnrunzelnd an und fragte kantscharf: „Chatt der Herr Stattkommantant den Wein getrunkken?"

Mich packte sacht die Wut, doch ich bezwang mich. „Ich glaube nicht, daß er in der kurzen Zeit dreitausend Liter Wein ausgetrunken haben wird!" antwortete ich.

Sie reichte mir den Zettel. „Dann wirt er ihn auch nicht bezahlen!" fauchte sie. Und schmiß mich hinaus.

Ich trachtete, mit heiler Haut davonzukommen, und hatte es eilig. Für den Augenblick schwieg auch der Unmut. Die Luft war zu dick. Ich hastete die Stiege hinab und wieder durch die menschenleere Stadt heimzu nach Petersbergen. In St. Peter entdeckte ich, daß ich die Haue vergessen hatte.

Wein und Fässer sind heute noch unbezahlt.

Prinzeß Mary in Petersbergen

Seit der Zeitungsschreiber James Pope-Henessy seine schlampig gearbeiteten Nachrichten über den steirischen Aufenthaltsort der nachmaligen Königin von England, Mary, Gattin Georgs V., publiziert hat, sät sich das Unkraut immer weiter aus. Er gibt an, daß Mary einige Sommer im Schloß Reintal bei Graz verbrachte, und die Presse reicht den Kohl gleichmütig weiter. In Wahrheit wohnte sie, die aus dem deutschen Fürstengeschlecht der Teck stammte, bei ihrer Tante im sogenannten „Schweizerhaus" in Petersbergen (das dann W. R. Gründorf v. Zebegény in seinem Wanderbuch „Grazer Tourist" „Fürstenvilla" nannte), dem Haus, das in den Urbarien als „Reinthaler Taverne" bezeichnet ist und zu dem seltsamerweise durch Jahrzehnte, auch noch unter der Herrschaft Teck, ein Haus in der Münzgrabenstraße gehörte *(Urb. ad Münzgraben)*. Die Fürstin Claudine Henriette von Teck hatte in dem kleinen Gut eine Milchwirtschaft eingerichtet, mit gepflegten Stallungen inmitten eines wohlarrondierten Grundbesitzes. Ein Diplom vom 4. Oktober 1890 anläßlich der Landesausstellung, das ihr *für die Wirtschaftsführung* hinsichtlich *Milch in Flaschen* überreicht wurde, liegt heute noch im Petersbergener Haus verwahrt. Möglicherweise, ja sogar sehr wahrscheinlich, hat sie das alte Haus modernisiert und zu einem behaglichen Fürstensitz eingerichtet. Es ist durchaus anzunehmen, daß sie — oder Prinzeß Mary? — die Sequoia gepflanzt hat, die bis vor kurzem der größte Mammutbaum Österreichs war, ehe ihn ein Blitz aus wahrhaft heiterem Himmel halbierte. Das Schloß Reintal gehörte dem Grafen Hügel aus bayrischem Königshaus, der dann auch den Besitz der Fürstin erbte. Die Historie ist nicht wichtig, aber zeugend dafür, wie verbürgte Nachrichten in Phantastereien versickern.

(Grundbuch Reinthal, II. Band, fol. 41, 49, 73.)

USA in Petersbergen bei Graz

Der Anblick überraschte mich: ein Jüngling, hünenhaft, ohne Vollbart und Mähnenhaar, hübsch und voll Aufmerksamkeit das Haus betrachtend. Als ich ihn fragte, was sein Wunsch sei, wies sich, daß er kein Wort deutsch, wohl aber zwei oder drei Brocken italienisch konnte, denn — das fand ich nachträglich heraus — er studierte in Rom; wenn ich es richtig erraten habe: Bildhauerei. Er hatte ein Notizbuch, darin war das Grab der Fürstin Teck vom Stadtfriedhof St. Peter skizziert, es gab Daten und anscheinend Biographisches über die Königin Mary von Großbritannien. Allmählich kam ich dahinter: er folgte den Lebensspuren der englischen Königin, den Wegen, die sie in Steiermark gegangen war, und es war rührend zu sehen, wie dieser artige, große junge Mann in Andacht und Begeisterung schier zerfloß. Er wünschte die Zimmer zu sehen, in denen die Königin als Mädchen gewohnt hatte, und er hatte vom Riesenbaum im Park gehört. Aber, wie gesagt, er konnte kein Wort Deutsch. Und als er alles in Augenschein genommen hatte, blätterte er angestrengt in einem kleinen Wörterbuch „Deutsch-englisch", suchte und suchte mit gerunzelter Stirn, und plötzlich strahlte seine Miene in kindhaftem

Lächeln. Während der Zeigefinger seiner Rechten auf das Blatt wies, sagte er: Schööööön!

So könnten auch die Völker zusammenkommen. Warum tun sie's denn nicht? Es ist immer dasselbe: Die Großen schieben sich dazwischen.

Gedenken an Rudolf Hans Bartsch

Man hat im vorigen Jahr, nicht eben beträchtlich, den 100. Geburtstag des Dichters Rudolf Hans Bartsch gefeiert (geb. 11. 2. 1873). Wenn ich von Petersbergen zum Grazer Schloßberg hinüberschaue, wo seine Asche in wahrhaft königlichem Horst verwahrt ist, muß ich denken, wie erhellt uns der Tag war, wenn er über seine geliebten Petersbergener Hügel streifte und auch unser Heim besuchte. Denn er war ein so unverwechselbares Stück Alt-Österreich, daß man ihn als einen unalltäglichen Wanderer zur Kenntnis nehmen mußte, auch wenn man nicht wußte, wer da am Wege war. Er hatte etwas Kindhaftes all seine Tage, wie ernst er auch oft das Leben zeichnete. Es war aber nichts Verspieltes in ihm, sondern die Arglosigkeit des vom Naturahnen völlig Erfüllten, der dionysisch auch im Traurigsein war. Einmal erzählte er jugendlich lebhaft, er sei nicht die Straße gegangen, sondern quer durch die Büsche und habe sich mit seinem Buschmesser — das er am Gurt hängen hatte — den Weg gebahnt. Und er wies auf die großen Erdhügel seitab der Petersbergenstraße in den bewaldeten Hängen hin; dies seien Tumuli, man müsse sie untersuchen. Und schon schweifte er ab zu einem Thema, das ihm vor allem lieb war: Rom in der Steiermark; im Gebiet, wo einst Flavia Solva lag, habe er heute noch Nachkommen in römischem Körperhabitus sehen können, und im Ausmalen dieser weiblichen Schönheiten (die sehr wahrscheinlich slawischer Abkunft waren), schwelgte sein dichterisches Ausgestalten sehr. Ich habe nie wieder einen solchen Plauderer ohne Falsch kennengelernt und keiner konnte so hinreißend Anekdoten erzählen wie er. Er war wirklich ein *Erzähler,* sehr zum Unterschied von den vielfach edierten Psychologierapporten unserer Tage, die sich auch „Erzählung" nennen und keine Handlung haben, weil dem Produzenten nichts einfiel. Er wußte selber, daß er manches zu unbesorgt konzipiert hatte, das man vergessen oder übersehen durfte, er wußte aber auch, daß von seinem Werk noch genug blieb, was ihn als erstrangigen Poeten legitimierte. Man hatte ihn mehrmals zerzaust, ohne zu bedenken, daß seine Diktion Bedeutendes von der unsagbaren Aura, dem Fluidalen der altösterreichischen Lebensart aussagte, und zwar, was entscheidender ist: nicht als Bericht, sondern als Element, als Substrat. Es ist peinlich, zu gewahren, wenn einer, der nicht schreiben kann, über einen Großen urteilt, das Werk abschätzig klassifiziert, und das ist Bartsch manchmal passiert. Einmal sagte er zu mir verhalten: „Paul, ich bin kein Steirer mehr — ich bin ein Schlesier!" Weil er von dort Ahnen hatte, wünschte er im Geiste hinzuflüchten, wo man ihn nicht so rüd verstieß. Er pflegte manchmal über die „Styriaken" zu zetern, doch das hielt nicht lange vor. Es muß leidenschaftslos gesagt sein, daß die Steirer ihre Poeten lieber als Tote empfangen, und das ist typisch für provinzielles Schablonendenken. Wenn man einmal Zeugen für den Stil, die Tagessprache, Lust und Leid

unserer Vorväter suchen wird, gibt es keine verklärtere, keine bubenhaft-innigere, mehr und naiv den Gott ahnende Stimme als die von Rudolf Hans Bartsch. Man wird an ihr Verbindliches vermissen, Heldentönerei und Heroismus. Aber nur von ihm wird man sagen können: sein ganzes Werk ist ein einziges Lied.

(Aus dem vorbereiteten Band: Zum Schauen bestellt. Erinnerungen und Begegnungen.)